

die historische Altstadt, durch das Stadt- und Bergbaumuseum und die Mineralogischen Sammlungen der Bergakademie. Ein Besuch des gotischen Domes St. Marien (etwa 1230) einschließlich eines Konzertes an der historischen Silbermannorgel (1711–1714) beendete dieses Programm.

Die Fahrt durch das Silberne Erzgebirge verlief über folgende Orte: Augustusburg (Brunnenhaus mit dem einzigen erhaltenen Treibegöpelwerk Sachsens), Kalkwerk Lenefeld (Abbau seit 15. Jhd.), Haldenlandschaft bei Marienberg (Bauer-Morgengang als Sachzeuge des Silber-Bergbaus seit 1529), Stadt Marienberg (Stadtgründung 1521, Rathaus von 1537/41, Bergarbeiter-„Lindenhäusel“), Lauterbach und Großrückerswalde (Wehrkirchen), Annaberg (Kirche St. Annen, errichtet ab 1499

mit berühmtem Bergaltar von Hans Hesse, 1521), Frohnauer Hammer (ab 15./16. Jhd. Bergschmiede, Zeuge mittelalterlicher Technik), Geyer (Pinge im Granitstock, Einbruch von Weitungen nach „Feuersetzen“), Scheibenberg (Basalte als locus typicus für den Streit zwischen Plutonisten und Neptunisten), Schwarzenberg (erzgebirgisches Eisen und Zinn, Metallgewerbe, Emailindustrie), Aue (erste Farbenmühle Sachsens in Niederpfannstiel, Blaufarbenwerke, „Geitnersche Argentaufabrik“ 1823), Hartenstein (Sachzeugnis des Wismutbergbaus als größter Uranproduzent Europas; bis 1989 Förderung von 220000 Tonnen Uranpechblende, größte Tiefe: fast 2000 Meter).

Friedrich Naumann

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. habil. Friedrich Naumann, Technische Universität Chemnitz-Zwickau, Fachbereich Geschichte, Postfach 964, D-09009 Chemnitz

„Physiognomik interdisziplinär“

Bericht über ein Arbeitsgespräch in der Herzog August Bibliothek zu Wolfenbüttel, 18.4.–21.4.1994

Diese in Deutschland wohl erste Tagung mit dem Versuch, „Physiognomik interdisziplinär“ zu betreiben, versammelte Psychiatrie, Philosophie, Volkskunde, Kunst- und Literaturwissenschaft in der Absicht, nicht nur unterschiedliche Fächer ins Gespräch zu bringen, sondern auch bestimmte Konstanten des physiognomischen Diskurses ins Bewußtsein zu heben.

Was die Blickwendung zu einer den Einzelwissenschaften impliziten Physiognomik erbringt, ist ja die eigentümliche Vernetzung von einigen wenigen Fragestellungen, die sich durch die Jahrhunderte wie auch durch die Schichten des Diskurses verfolgen läßt. Gegenstand der Physiognomik ist demnach das Ensemble von personbezogenen Wahrnehmungsakten wie: Identifizieren, Memorieren, Dekouvrieren, Spezifizieren, Mensurieren, Empathisieren. Diese Wahrnehmungsakte sind

im wesentlichen assoziiert in den Erscheinungs- und Bildformen des menschlichen Körpers, speziell des Kopfes: mit dem Schädel, mit der Mimik, dem Profil, dem Porträt, der Maske und natürlich dem Gesicht.

Physiognomische Konstruktion befaßt sich mit den genannten Wahrnehmungsakten und ihren entsprechenden Objektivierungen. Daß sie – im Unterschied und Gegensatz zur Psychologie – Kunst- und Leibkategorien zusammenstellt, macht ihre Besonderheit aus. Niemand hat diesen gespaltenen Kern physiognomischen Denkens genauer erfaßt als Helmuth Plessner, der die „harte Fügung“ von Natur und Kunst im Subjekt selbst für ein anthropologisches Axiom hielt. Plessner spricht von der „exzentrischen Position“ des Menschen, der weder ganz in der Automatik der biologischen Lebenswelt, noch ganz in jener der Technik aufgeht.

Physiognomische Wahrnehmung ist in dieser Perspektive kein einfaches Klassifizieren – sie ist vielmehr in sich dilemmatisch. Empathie und Dekouvrierung widersprechen einander schmerzhaft; Identifizieren und Mensurieren (d.i. die messende Perspektive auf das Gattungsgeschöpf) ebenfalls.

Was aus der neurologischen Forschung an Hypothesen über unseren physiognomischen Sensus bekannt wird, bestätigt diese hochkomplexe – eben weil dilemmatische Einstellung. Unterschiedliche Areale des Gehirns sind mit den unterschiedlichen Wahrnehmungsakten betraut; ihr Zusammenspiel unerhört leicht zu stören.

Es ist nun diese basal *problematische* Physiognomik, die von den Einzeldisziplinen umgangen wird. Jede feste Deutung will ja gerade die Unsicherheit auflösen, die mit der lebenden Erscheinung gegeben ist; jede Wissenschaft will „Gnomik“ betreiben und nicht im Rätsel steckenbleiben. Wo alles Kunst ist, muß keine Wirklichkeit „dekouvriert“ werden. Wo *keine* Mimik ist, muß nicht von Empathie die Rede sein. Wo *nur* Mimik herrscht, muß weder „dekouvriert“ noch vermessen werden. Wo nur von Schädeln gesprochen wird, ist weder Empathie noch Identifizierung von Individuen gefragt. Wo nur vermessen wird, gibt es nichts zu entlarven und auch nichts einzufühlen, wohl aber Abweichungen zu klassifizieren – und so fort.

Eben diese Linien der traditionellen physiognomischen Ent-Disziplinierung zeichneten die Referate dieser Tagung nach. So etwa handelte *Hinderk Emrich* (Psychiatrie, Psychotherapie) von der Unmöglichkeit des „Dekouvrierens“ fremdseelischer Inhalte aus der Physiognomik des Subjekts und entwickelte eine Theorie der „mimetischen Triangulierung“. *Peter Becker* (Geschichte der Polizeiwissenschaft) sprach von der Dekouvrierung, Mensurierung und Identifizierung des kriminellen Subjekts bei Cesare Lombroso. *Barbara Stafford* (Kunst und Wissenschaft im 18. Jhd.) entfaltete die Dekouvrie-

rungsabsicht aller Physiognomik in Verwandtschaft zur Anatomie, bis hin zu den aggressiven Vermessungen der Röntgentechnik.

Susanne Regener (Volkskunde) zeichnete die entgleisende Sonderanthropologie des Weiblichen im 19. Jhd. nach; die vergeblichen und am Rassismus orientierten Versuche zur Physiognomie = Identität des Weiblichen; eine Kette imaginärer Porträts zwischen vermessener Norm und Deviation. Der „obsessive Suche nach der normalen Frau“ besonders um die Jahrhundertwende entspricht die obsessive Selbstverklärung des „normalen Europäers“ in der Geschichte der rassistischen Physiognomik, die *Martin Blankenburg* vom 16. bis zum 20. Jahrhundert skizzierte. In beiden Vorträgen wurde der Wahrnehmungsakt des Spezifizierens, also der Frage nach der eigenen oder fremden Spezies überdeutlich. Daß die „interspezifische Wahrnehmung“ grundsätzlich zur physiognomischen gehört und weitaus stärker als die mensurierende eine ein- oder ausgrenzende Wirkung entfalten kann, wissen wir aus der Geschichte der Ethnologie, aber auch der Karikatur; und um wissenschaftliche begründete Interspezifität geht es ja in Sexismus und Rassismus.

Mit den Vorträgen von *Luca Giuliani* (Archäologie und Kunstgeschichte) und *August Ohage* (Literaturwissenschaft) kam das Motiv der memorierenden Physiognomik zu Wort. Memorieren, und offenbar besonders: memorieren von Kulturheroen, ist keineswegs unbedingt Sache der individuellen Physiognomie; es geht vielmehr um Topoi. Wie Giuliani am Beispiel des Sokratesbildes zeigte, wirkte die ikonische Assoziation vom Silen, der das Dionysoskind im Arm trägt, als „Topos“ für die memoria des Sokrates, dessen sprichwörtliche Häßlichkeit den dilemmatischen Grundzug physiognomischer Wahrnehmung einmal mehr bestätigt. Denn wie kann in einem häßlichen Körper ein schöner Geist oder gar eine schöne Seele wohnen? Wie kann physiognomische Empathie gehemmt werden, ohne daß auch die psychische gehemmt würde?

Von der empathischen Wahrnehmung sprachen die Vorträge von *John Krois* (Philosophie) und *Reinhardt Meyer-Kalkus* (Literaturwissenschaft). Ernst Cassirer hat die Idee der empathischen Beseelung und Belebung des Unbelebten ins Zentrum seiner „Physiognomik“ gestellt; die frühzeitliche und frühkindliche Raumwahrnehmung vor allem. Sich lebensweltlich im heimischen Raum orientieren heißt demnach, ihm „ein Gesicht verleihen“. Anders als der spezifizierende ist der empathische Akt ein „intragenerischer“; die phantasmatische Belebung des Unbelebten schließt lebensweltlich ein, was diskursiv ausgeschlossen, eben für tot erklärt wird. Wie tief der empathische Akt aber auch in die erwachsene psychische Konstitution gehört, weist der Sonderfall der menschlichen Stimmwahrnehmung aus – man denke an die Schizophrenieforschung, aber auch an die musikalische und überhaupt linguistische Seite physiognomischer Evaluation. Reinhardt Meyer-Kalkus machte hier auf ein zu Unrecht vernachlässigtes Feld physiognomischer Forschung aufmerksam. Lichtenbergs Versuch, einen Londoner Nachtwächter nach der Stimme zu zeichnen, mißlang bekanntlich; also wieder ein Beispiel der problematischen Natur physiognomischer Wahrnehmung, auf die ja kein anderer leidenschaftlicher verwiesen hat als eben Lichtenberg.

Physiognomische Theorien, wurde eingangs gesagt, dienen in aller Regel der Vermeidung der problematischen, dilemmatischen Konstruktion physiognomischer Wahrnehmung; sie sind fixiert aufs Gegenteil: auf die Illusion einer bruchlosen Einheit von Gestalt und Gehalt – und übrigens schon von hier aus der Kunst- und Literaturkritik verwandt. Zu Recht also hat Barbara Stafford den Begriff des „Body Criticism“ geprägt. – Ins Zentrum der physiognomischen Illusion führten denn auch die beiden letzten Vorträge von *Ulrich Stadler* (Literaturwissenschaft) und

Gerhard Wolf (Kunstwissenschaft). Am Beispiel des Gesichts Christi tritt die nicht sowohl *empathische* als vielmehr *emphatische* Neigung physiognomischen Denkens hervor. Während Wolf die Geschichte der Vera Ikon von den Anfängen bis zu Lavater skizzierte, der seinerseits unermüdlich das Gesicht Christi zu zeichnen versucht hat, setzte Stadler die ikonische Wahrnehmung, Lavaters berühmte „Intuition“, den ganzen Menschen „auf einen Blick“ zu erfassen, in gebührenden Gegensatz zu den diskursiven Akten der Deutung, die nur im Nacheinander, weil sprachlich erfolgen können.

Stadler und vor allem Stafford haben auf das prekäre Verhältnis von Sprache und Bild im physiognomischen Diskurs verwiesen – und damit vielleicht auf dessen Problem-Zentrum. Tatsache ist ja, daß die benannten Akte physiognomischer Wahrnehmung: Identifizieren, Memorieren, Dekouvrieren, Spezifizieren, Mensurieren und Empathisieren sämtlich sprachunabhängig, nonverbal und Tier und Mensch gemeinsam sind. Auch und besonders Tiere müssen intra- und interspezifisch wahrnehmen, identifizieren, memorieren, dekouvrieren etc. Nur die Empathisierung des Unbelebten als einer Sonderform inter- und intragenerischen Denkens, unterscheidet menschliche von tierischer Physiognomik; und dieses eben aufgrund der Sprache. Daß die Physio-Gnomik seit dem fünften vorchristlichen Jahrhundert eine sprachliche Disziplin war, die erst mit verfeinerten und völlig neuen Bild- und neuen medizinischen Techniken zum Feld der „nonverbal communication“ werden konnte – dieser Sachverhalt versteckt, daß es in der folkloristischen wie auch in der gelehrten Physiognomik bis tief ins 20. Jahrhundert darum ging, *Sprache und Bild* zu koordinieren. Neurologisch ausgedrückt: die beiden Hemisphären des Gehirns zu vernetzen. Diese Aufgabe bleibt, meine ich, nach wie vor sinnvoll.

Claudia Schmölders

Anschrift der Verfasserin: Dr. Claudia Schmölders, Königsallee, D-14193 Berlin